
Wolfdietrich Hartung

Besonderheiten in der Redeweise Ostdeutscher: Probleme ihrer Wahrnehmung und ihrer Interpretation*

Tatsächliche und vermeintliche Besonderheiten in der Rede Ostdeutscher ziehen immer wieder das Interesse auf sich. So bemüht man sich festzustellen, worin sich die Ostdeutschen – sieben Jahre nach dem Ende der DDR – von den Westdeutschen (immer noch) unterscheiden, was den Westdeutschen „fremd“ vorkommt oder was die Ostdeutschen erst noch lernen und woran sie sich gewöhnen müßten. Manchmal ist vom Weiterbestehen oder gar der Neubelebung einer „DDR-Sprache“ die Rede. Medien greifen das Thema auf und reduzieren es in der ihnen eigenen Art auf gängige Klischees. Aber auch in der Wissenschaft erleben Fragen der „Ost-West-Kommunikation“ eine gewisse Konjunktur. (Ein guter Überblick findet sich bei Reiher/Läzer 1996).

Das Wahrnehmen sprachlicher Unterschiede ist so alt wie die Menschheit selbst. Menschen unterscheiden sich nun einmal in ihren Redeweisen, nicht nur individuell, sondern auch als Gruppen. Wenn Gruppen in Kontakt zueinander treten, nehmen sie auch wahr, worin sie sich sprachlich unterscheiden. Sie denken über die Unterschiede nach und versuchen, sie auf das ihnen geläufige Bild von der Welt zu beziehen. Im Leben menschlicher Gemeinschaften gibt es aber auch Perioden, in denen Teile von ihnen, bestimmte Öffentlichkeiten, ein ganz besonderes Interesse daran entwickeln, sprachliche Unterschiede zu reflektieren, etwa weil die Kontakte mit anderen Gruppen in irgendeiner Weise als problematisch empfunden werden und weil man glaubt, daß auch die sprachlichen Unterschiede etwas mit dem Problematisch-Werden der Kontakte zu tun haben.

* Vortrag vor der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozietät am 15. Mai 1997

Das (sprachliche) Problem

Natürlich unterscheiden sich auch Ost- und Westdeutsche in ihren Redeweisen. Ein Teil dieser Unterschiede – neben den einfach regionalen – hat zweifellos damit zu tun, daß sich in 40 Jahren in der DDR spezifische kommunikative Praktiken und Traditionen herausgebildet haben, besondere Normen des Benennens oder des kommunikativen Umgangs miteinander. Eigentlich ist das selbstverständlich und die Auflistung solcher Spezifika nicht besonders aufregend. Das ändert sich, wenn wir fragen, wie diese Praktiken und Traditionen wechselseitig – oder auch heute im Vergleich zu früher – wahrgenommen und interpretiert und wie frühere Wahrnehmungen auf aktuelle Perspektiven bezogen werden. In diesem Sinne geht es mir mehr um die Bedingungen der Wahrnehmung und Interpretation sprachlicher Besonderheiten als um ihre Aufzählung.

Als Sprecher stellen wir fest, daß jemand „anders“ spricht (anders als wir, als wir es gewohnt sind, als wir erwartet haben usw.). Bezugspunkt für solche Urteile ist unser Sprechen bzw. das unserer Gruppe oder der gewohnten Umgebung. Wir haben ein Wissen über bestimmte sprachliche Normen, d.h., wir wissen, daß bestimmte Merkmale unseres Sprechens (oder der Redeweise anderer Menschen) diesen Normen gerecht werden und andere nicht. Würden wir unsere Wahrnehmungen nicht auf diese Weise ordnen, könnten wir manche Unterschiede gar nicht wahrnehmen. Das gilt etwa für viele Dialektunterschiede. Weiter stellen wir z.B. fest, daß jemand wie ein Ostdeutscher oder ein Westdeutscher spricht. Wir beziehen sprachliche Merkmale also auf Personen oder Gruppen, oder wir suchen nach sprachlichen Merkmalen von Personen und Gruppen. Bezugspunkte für solche Urteile sind einmal unsere Erfahrungen aus Gesprächen mit anderen Menschen, von denen wir wissen, daß sie Ostdeutsche oder Westdeutsche sind, und zum andern ein allgemeines, in unserer Umgebung verbreitetes Wissen über übliche Klassifizierungen von Personen und über die Verbindung solcher Klassifizierungen mit sprachlichen und anderen Merkmalen. Sprachliche Unterschiede werden so zu einem Aspekt in einem größeren Ensemble von Merkmalen. Es gibt also bestimmte sprachliche Signale, die wir wahrnehmen, indem wir sie auf bestimmte sprachliche Klassen beziehen, und die wir dann weiteren (nichtsprachlichen) Klassen zuordnen können.

Unsere Wahrnehmungen ordnen wir aber nach noch anderen Gesichtspunkten: z.B. nach Antipathie und Sympathie gegenüber Personen, nach dem Wert, den das Wahrgenommene für die eigene Person oder Gruppe bzw. für unser Tun hat, also nach Nützlichkeit, Annehmlichkeit usw. Für alle diese Präferenzen können wir ein bestimmtes Wissen geltend machen, Argumente liefern, Begründungen konstruieren, die uns selbst und andere überzeugen sollen. Oder anders: Wir nehmen nicht nur Verschiedenheiten wahr, wir entscheiden uns auch (oft) *für* das eine und *gegen* das andere, weil wir eine Menge Gründe haben, die eine solche Entscheidung zu rechtfertigen scheinen. Weil uns ein anderer unsympathisch ist, finden wir auch seine Redeweise unsympathisch; sobald wir diese Redeweise irgendwo wiederfinden, wächst in uns ein Gefühl der Ablehnung. (In der Soziolinguistik gibt es eine umfangreiche Richtung, die *language attitudes* untersucht: Versuchspersonen werden aufgefordert, auf der Grundlage von Tonbandaufzeichnungen scheinbar unterschiedlicher Sprachformen den jeweiligen Sprecher einzuschätzen, ohne zu wissen, daß es sich immer um denselben Sprecher handelt.) D.h., die sprachlichen Signale, die wir wahrnehmen, werden auf bewertete Begriffssysteme bezogen; sie werden interpretiert.

Die (Sprach-)Wissenschaft, insbesondere die Soziolinguistik, hat nun die Aufgabe zu zeigen, daß und in welchem Umfang sprachliche Verschiedenheiten existieren und wie diese unterschiedlich interpretiert werden (können). Dazu stellt sie etwa *Varietäten* zusammen, also Systeme von sprachlichen Varianten, oder sie ermittelt *language attitudes*, rekonstruiert also die Arten und Verfahren des Interpretierens und Bewertens von Verschiedenheiten. Soziolinguisten sind nun aber immer auch Angehörige einer Kommunikationsgemeinschaft, also Sprecher mit bestimmten Erfahrungen, Vorurteilen und Interessen. Deshalb können die in dieser Gemeinschaft üblichen Bewertungen, Interpretationen und ganze Ideologien zumindest in gewissem Umfang auch in soziolinguistische Analysen Eingang finden. So werden „bessere“ und „schlechtere“ Sprachen gefunden; oder Sprecher, die nicht nur durch Unterschiede (durch eine *Differenz*), sondern auch durch ein *Defizit* gekennzeichnet sind, weil sie z.B. weniger gebildet oder sonstwie deformiert sind oder einer „unteren“ Schicht angehören usw.; oder es wird vorausgesetzt, daß von „Kulturen“, die angeblich auch sprachlich unterscheidbar sind, die eine der anderen

überlegen ist usw. Subjektiv können solche Haltungen durchaus achtbar sein, etwa dem Wunsch entspringen, einem Schwächeren, Ärmeren usw. zu helfen. Das System von Bewertungen, dessen sie sich notwendigerweise bedienen, enthält jedoch oft genug diskriminierende Momente oder kann zumindest so empfunden werden.

Wenn die Redeweise von Ostdeutschen beurteilt wird, werden gewöhnlich mindestens zwei Voraussetzungen dieser bewertenden Art gemacht:

1. Die eigene („westliche“) Art des Sprechens wird als die normgerechte, richtige, überlegene angesehen. Der Ostdeutsche muß es deshalb lernen, sich dieser Norm anzupassen und sein „abweichendes“ Verhalten möglichst aufzugeben, wenn er ein vollwertiges Mitglied in der neuen Gemeinschaft sein will.
2. In der Art, wie Ostdeutsche sprechen, muß sich ihr Schicksal, also ein Stück DDR-Vergangenheit, ausdrücken. Und das muß, in der Regel, etwas Negatives sein, das heute keinen Platz mehr hat, das überwunden werden muß, schon weil es „westlichen Ohren“ unnötigerweise Anlaß zu Mißverständnissen gibt, weil es in der neuen Gesellschaft lächerlich wirkt, weil es eben auf die eine oder andere Art stigmatisiert ist.

Unterschiede im Wortschatz und Wortgebrauch

Sprachliche Unterschiede lassen sich in einer Weise zusammenfassen, die etwas mit unseren Vorstellungen von der Struktur der Sprache zu tun hat. Regionale Unterschiede sind z.B. besonders gut an der lautlichen Realisierung von Sprache erkennbar. Viele augenfällige Unterschiede betreffen die Art, wie etwas benannt wird, oder allgemeiner: wie Wirklichkeit durch Wörter/Wortgruppen interindividuell verfügbar gemacht wird. Auf unseren Gegenstand bezogen, müßten „Unterschiede im Wortschatz“ dann vorliegen, wenn es Wörter gibt, die ausschließlich im Osten oder im Westen vorkommen, miteinander Verbindungen eingehen oder in besonderen Bedeutungen verwendet werden. Dies empirisch zu ermitteln, ist allerdings keineswegs so unproblematisch wie es erscheinen mag. Denn je größer die Materialgrundlage ist, desto schwerer fällt es, eine Ost-West-Grenze zu ziehen. In vielen Fällen kann man eigentlich nur Häufigkeiten feststellen. Hinzu kommen weitere Probleme. Wenn man sich

die zahlreichen Arbeiten zu diesem Thema ansieht, fällt sofort zweierlei auf:

1. Es geht in diesen Arbeiten nicht um Unterschiede, die *heute* entstehen, sondern um solche, die zu DDR-Zeiten entstanden sind und heute noch fortbestehen. Dies bedeutet schon eine ganz bestimmte Einengung der Fragestellung und ist zugleich eine Abwertung, da sprachliche Besonderheiten mit dem Etikett „DDR“ versehen und somit stigmatisiert werden.
2. Insbesondere aus westdeutscher Perspektive wird der Standard der *alten* BRD für Vergangenheit *und* Gegenwart als Norm gesetzt. Alles, was dieser Norm nicht entsprach oder entspricht, wurde oder wird als Abweichung und als fremd begriffen. In gewisser Weise ist eine solche Perspektive normal und verständlich; sie unterstützt aber, zumal wenn sie sich als hegemonial präsentiert, auch wieder die Stigmatisierung des „Abweichenden“: Nur *ein* Deutsch kann das richtige, angemessenere oder bessere sein.

Ein paar Beispiele sollen verdeutlichen, welche Arten von Wörtern und Wortverbindungen in den entsprechenden Untersuchungen behandelt werden (vgl. etwa Schroeter 1994, dazu auch Läger 1997):

- Eine relativ kleine Gruppe von Wörtern, die in Westdeutschland nicht vorkommen: *Datsche*. (Kommen sie wirklich nicht vor? Zumindest werden sie verstanden. Oder erscheinen sie nur fremd, weil sie, wie hier, russischen Ursprungs sind?)
- Komposita und Wortgruppen, die zwar nach den Regeln der deutschen Sprache gebildet sind, in dieser Zusammensetzung aber im Westen nicht vorkommen: *Held der Arbeit*, *Volksbuchhandel*.
- Im Westen unbekannte (oder für unbekannt gehaltene) Kollokationen: *orientieren auf*, *den Plan erfüllen*. (Das sind Kollokationen, die in der DDR üblich waren; ich bezweifle aber, daß sie im Westen nicht möglich sind; vermutlich sind sie nur seltener.)
- Die eigentlichen DDR-Realia: *Bodenreform*, *Volkskammer*.
- Eine relativ große Gruppe von Wörtern mit besonderen Bedeutungen: *Aktiv*, *Aussprache*, *Brause*, *Objekt*, *volkseigen*, *Kollektiv*, *Lernvermögen*.
- Mit besonderen Bewertungen verbundener Wortgebrauch: *Kundschafter* vs. *Spion*, *Kosmonaut* vs. *Astronaut*, *Gesellschaftswissenschaften* vs. *Geisteswissenschaften*.

In sehr vielen Fällen ist es allerdings nicht möglich, über die betreffenden Gegenstände zu reden, ohne die für sie zuständigen Wörter zu gebrauchen. Und das heißt, daß für diesen Fall keine neutralen, nicht-stigmatisierten Wörter mehr existieren. Man behilft sich dann mit distanzierenden Zusätzen: Anführungsstriche, *sogenannte*, *ehemalige* usw. In vielen Fällen wird damit aber unterschlagen, daß einfach verschiedene Gebrauchsweisen nebeneinanderstehen.

Sprachwissenschaftler, die sich mit diesen von der DDR ererbten lexikalischen Besonderheiten beschäftigen, äußern sich in der Regel über zwei Punkte:

1. Sie suchen nach einer bestimmten Mentalität, die sich in der Vorliebe für bestimmte Wörter ausdrücken soll. Dabei glauben sie, sich auf den Topos stützen zu können, daß sich in der Sprache Denken oder die Deformierung des Denkens ausdrückt.
2. Sie versuchen sich in Prognosen über die Perspektive des lexikalischen Erbes.

Zur vermuteten Mentalität:

So werden schwerfällige Wortbildungen oder ein Hang zur Genauigkeit als Ausdruck von Pseudowissenschaftlichkeit verstanden (etwa in offiziellen Dokumenten); emotionaler Stil oder häufiger Gebrauch bzw. Mißbrauch des Wortes *Volk* wird als Zeichen dafür gewertet, daß die Bevölkerung (das Volk) unmündig gehalten werden sollte. Oder es wird gesagt, daß als umständlich empfundene Genitivkonstruktionen, wie sie u.a. im Russischen üblich sind, dem befohlenen Vorbild der Sowjetunion zu danken sind. Viele dieser Erklärungen greifen sicher zu kurz. Allerdings können mit Wortbildungen, Benennungen und einem bestimmten Wortgebrauch tatsächlich Interessen und Bedürfnisse befriedigt werden, auch solche von Gruppen, Parteien und Regierungen. Zu diesen Bedürfnissen kann z.B. gehören, sich auf eine bestimmte Art darzustellen: wissenschaftlich, überlegen, kämpferisch, als „Sieger der Geschichte“. Es gab ein Vokabular des „siegreichen Sozialismus“ oder des Schönfärbens. Zweifellos hat diese kommunikative Tradition in der DDR eine besondere Ausprägung erfahren.

Die Entstehung entsprechender Wortschöpfungen ging zum Teil auf Sprachregelungen „von oben“ zurück, wenngleich die Annahme etwa einer „SED-verordneten“ öffentlichen Terminologie (Schlosser 1992: 43) viel zu stark vereinfacht. Man muß sich darüber klar sein, daß im Grunde alle Menschen, die Texte für irgendein Publikum produzieren, sprachschöpferisch aktiv werden können. Dabei lassen sie sich natürlich von ihrem Bild von der Welt, von den Wertvorstellungen ihrer Gemeinschaft leiten, oder genauer: von dem, was sie für die Erwartungen in dieser Gemeinschaft halten. Sie nehmen also (auch) etwas vorweg, zeigen „vorausseilenden Gehorsam“. Ein bekanntes und schönes Beispiel dafür ist „*Jahresendflügelfigur*“ für „*Weihnachtsengel*“, was heute unsinnigerweise für DDR-typisch gehalten wird. Natürlich ist das Wort hier gebildet worden. Aber es wurde sehr schnell zum Gegenstand einer Sprach-Glosse, ist vor allem so bekannt geworden und blieb auch für „DDR-Ohren“ immer eine Karikatur auf bestimmte Benennungs-Perspektiven.

Es hat auch nicht *die* DDR-Sprache gegeben. Was Westdeutsche als DDR-typisch empfinden, muß keineswegs allen DDR-Bürgern in gleicher Weise zugänglich und selbstverständlich gewesen sein. Auch die DDR war, entgegen anderen Meinungen, alles andere als eine homogene Kommunikationsgemeinschaft. In der Wahrnehmung vieler westdeutscher Sprachwissenschaftler war die DDR sprachlich zweigeteilt (vgl. etwa Hellmann 1989 oder Teubert 1996), für einige sogar zweisprachig. Man glaubte, eine offizielle Sprache zu erkennen und eine private, nicht-öffentliche. Die offizielle Sprache wurde – in dieser Perspektive – von der Mehrheit der Bevölkerung abgelehnt, notgedrungen aber bis zu einem gewissen Grad mitgetragen; und von daher sind die Einflüsse auf die Alltagssprache zu erklären, die sich teilweise „sogar“ bis heute erhalten hätten (Good 1995). Die Wahrnehmung des „Anderen“ ist stets ein besonderes Problem. Naturgemäß wird man nur mit bestimmten Seiten dieses Anderen konfrontiert, und häufig hat man über das Andere bereits eine mehr oder weniger feste Meinung, auf die man aktuelle Wahrnehmungen beziehen möchte. So stießen Westdeutsche, die die DDR besuchten oder sich mit ihr befaßten, auf eine Sprache, die ihnen in manchen öffentlichen Bereichen fremd vorkommen mußte und die sie deshalb als „Staats- und Partei-sprache“ ansahen. Im alltäglichen und nicht-öffentlichen Sprachgebrauch stellten sie jedoch weniger Unterschiede fest. Für die Ostdeutschen gehör-

ten dagegen auch die öffentlichen Bereiche – mit vielen Differenzierungen im einzelnen - zu einem großen Teil noch zum sprachlichen Alltag, so daß sie den Unterschied, den die Westdeutschen empfanden, häufig ganz anders wahrnahmen. Was ist nun aber „richtig“? Ich meine, daß es wenig Sinn macht, das Recht auf eine Perspektive zu beschneiden.

Ein besonderes Erklärungsmuster für ostdeutschen (DDR) Sprachgebrauch besteht darin, eine Kontinuität zur „anderen deutschen Diktatur“ zu unterstellen. Schlosser schrieb in einem Aufsatz „Mentale und sprachliche Interferenzen beim Übergang der DDR von der Zentralplanwirtschaft zur Marktwirtschaft“, „daß die Prägung der Menschen in Deutschland-Ost durch eine spätestens seit 1936 wirksame zentralistische Planwirtschaft viel länger nachwirken wird als die Geltung einer bestimmten Terminologie“ (1992: 45). Dadurch seien „Denk- und Gefühlsmuster“ geprägt, die dann auch noch in späteren Vorstellungen und Begriffen zum Ausdruck kommen (er versucht dies an *planen* und *versorgen* zu zeigen). „Ab 1936 galt unter der Leitung von Hermann Göring der erste ‚Vierjahresplan‘ der deutschen Wirtschaft“, dessen „Fortsetzungen“ in den Jahresplänen der DDR „mündeten“ (ebenda). – Oder Fix hat festgestellt, daß beim Stilwandel zwar verbal etwas Neues vorliegen, nonverbal aber etwas Altes fortwirken könne. Sie hat dies am „Akt der Aufnahme in die Pionierorganisation“ untersucht und kommt zu folgendem Ergebnis: „Untersucht man nicht nur den verbalen Anteil an Stil, sondern den gesamten Kommunikationsstil der Schule der DDR, so wird deutlich, daß Kodes aus der Schule des Nationalsozialismus gerade im Bereich der Körpersprache und der visuellen Kodes (Grüßgesten, zeremonielle Attribute) beibehalten wurden. Die Betrachtung des verbalen Anteils allein ließe den – falschen – Schluß zu, daß es grundsätzliche Änderungen gegeben habe. Das liegt nahe, wenn der Gruß z.B. nun nicht mehr „Heil Hitler!“, sondern „Freundschaft!“ lautet. Ein solcher Schluß verbietet sich aber, wenn man die Kontinuität in der Verwendung nonverbaler Kodes erkannt hat.“ (1992: 150)

Zu den Zukunftsaussichten

Gängige Auffassung ist, daß mit dem Verschwinden der DDR-Realien auch die Wörter für sie verschwinden. Dem steht allerdings entgegen, daß

man über die Realien auch nach ihrem Verschwinden noch sprechen können muß – und sei es mit distanzierenden Zusätzen. Ein anderes Argument für das baldige Verschwinden der Wörter ist, daß Sprecher gewöhnlich dazu neigen, die Sprache mit dem höheren Prestige zu übernehmen. (Dies wurde in der Bilinguismus- und in der Dialektforschung oft bestätigt.) Sprecher passen sich an, wollen nicht als Angehörige einer Minderheit auffallen. Das spielt sicher eine Rolle und kann dazu beitragen, daß Wörter wie *Broiler*, *Plaste*, *Kollektiv*, *Kaufhalle* usw. immer mehr vermieden werden.

Generell aber liegt den Erwartungen, daß Benennungen einfach austauschbar sind, eine stark vereinfachende (wenn nicht sogar weithin unbrauchbare) Auffassung von Sprache zugrunde: Man stellt sie als ein System von äußerlichen Mitteln vor, derer man sich zu bestimmten Zwecken bedient. Plausibler ist eine Auffassung, nach der Sprache sehr viel enger mit der sozialen Natur des Menschen verbunden ist. Wörter sind dann vor allem Hinweise auf (Indizes für) Situationen; sie verbinden sich mit erlebten Geschichten, strukturieren unsere Erinnerung. Dann sind sie zumindest nicht mehr beliebig oder folgenlos austauschbar. Und wenn wir uns außerdem vergegenwärtigen, daß der Wirklichkeitsbezug sprachlicher Äußerungen kaum so hergestellt wird, daß Ausdruck für Ausdruck auf eine konventionalisierte Weise auf eine von uns unabhängige Wirklichkeit bezogen wird, sondern eher dadurch, daß interaktiv Vertrautheiten und Verlässlichkeiten hergestellt werden (vgl. Nothdurft 1996), die dann mit der indexikalischen Natur von Wörtern zu tun haben, dann muß die einfache Auswechselbarkeit von Wörtern sehr beschränkt sein oder weitreichende Folgen haben können.

Oder anders: Das Verschwinden von sog. DDR-typischem Wortschatz ist auch an das Verschwinden oder Verblässen von Biographien gebunden. Man kann Sprache nicht aufgeben oder übernehmen wie eine Gesellschaftsordnung. Mit dem Verschwinden der DDR als Staat sind ihre Menschen mit ihrem sozialen Gewordensein noch nicht verschwunden. In westlicher Perspektive sieht das jedoch so aus: Die ostdeutschen Wörter müssen durch westdeutsche Äquivalente ersetzt werden. Sie sind im wiedervereinten Deutschland nicht mehr wichtig, „they are not ‚legitimate‘ any more: the old norm is ridiculed just like other East German things.“ (Dittmar 1995: 147) – Dies mag nur als Feststellung, als Beschreibung des

aktuellen Zustandes gemeint sein. Der Zustand aber wird als *selbstverständlich* und *völlig normal* begriffen; die Ostdeutschen haben sich mit ihm abzufinden.

Unterschiede im kommunikativen Verhalten

Wortschatzorientierte Untersuchungen haben – solange man die zugrunde liegenden Denkmodelle nicht allzusehr hinterfragt – den Vorteil einer besonderen Augenfälligkeit: Die Verbreitung und unter Umständen auch das Verschwinden untersuchungsrelevanter Wörter erfolgt in recht kurzen Zeiträumen und ist auch relativ leicht zu beobachten. Hinzu kommt, daß es meist ein öffentliches Interesse an *Wörtern* gibt, so daß Wortschatzbetrachtungen gut zu verkaufen sind. Die Augenfälligkeit verbindet sich jedoch auch leicht mit Vordergründigkeit. Sprechen wird auf den Gebrauch von Wörtern reduziert, was dazu führt, daß die soziale und interaktive Dimension der Kommunikation stark verkürzt wird. Sie wird deutlicher, wenn wir uns nicht nur für einzelne Wörter oder auch Wortfelder interessieren, sondern für komplexere Eigenschaften und Zusammenhänge unseres Sprechens, von der Präsentation und Gliederung des Gesagten durch intonatorische Muster etwa bis zum Rückmeldeverhalten oder anderen Formen des Herstellens oder Aufrechterhaltens von Gesprächskontakt. In den letzten Jahrzehnten hat es zahlreiche Untersuchungen zu Sprachkontakten gegeben, vor allem wenn sie mit Problemen und Konflikten verbunden sind. Dies droht immer dann, wenn es sich um den Kontakt zu anderssprachigen Minderheiten oder zu Gruppen von Einwanderern handelt. Als ein für solche Fragen passendes Konzept ist das der *interkulturellen Kommunikation* entwickelt worden.

Offenbar ist es naheliegend zu sagen, daß auch ost- und westdeutsche Sprecher *unterschiedlichen Kulturen* – jedenfalls unterschiedlichen Kommunikations-Kulturen – angehören oder daß sie wenigstens Momente zweier unterschiedlicher Kulturen verinnerlicht haben, auf die sie immer wieder, auch heute noch, zurückgreifen. Das würde dann heißen, daß in der Kommunikation zwischen Ost- und Westdeutschen, wie auch sonst in der interkulturellen Kommunikation, der Erfolg eines Gesprächs in starkem Maße von rhetorischen und interaktiven Strategien abhängt, mit

denen die Information präsentiert wird (vgl. dazu Gumperz/Roberts 1991). Da diese Strategien – mehr oder weniger – auf Indirektheit und auf metaphorischen Anspielungen beruhen, setzt ihre aktive und passive Beherrschung Hintergrundwissen voraus. Wenn dies jedoch bei den Beteiligten sehr unterschiedlich ist, kann dieselbe Nachricht von verschiedenen Individuen unterschiedlich verstanden werden. Die dabei entstehenden Probleme werden kurzschlüssig den persönlichen Eigenschaften der Sprecher zugeschrieben. Im Ergebnis verläuft die Kommunikation weniger erfolgreich. Ist dies öfter der Fall, kann es zu gegenseitiger Frustration, Entfremdung und pejorativer Stereotypisierung kommen und auf die Dauer zu ernsthaften sozialen Problemen beitragen.

Als Hauptgründe für Mißverständnisse in interkultureller Kommunikation werden angesehen:

- Verschiedene kulturell gebundene Annahmen über die Situation und über angemessenes Verhalten und mögliche Ziele in ihr;
- verschiedene Arten, Information oder ein Argument in einer Konversation zu strukturieren;
- die Verwendung eines unterschiedlichen Potentials unbewußter sprachlicher Konventionen.

Es scheint nun so, als ließen sich auch Mißverständnisse in der deutsch-deutschen Kommunikation vor diesem Hintergrund beschreiben.

Kultur ist für dieses Konzept meist eine Liste von Vorschriften, was in einer gegebenen Gesellschaft getan werden muß oder nicht getan werden darf. Wenn Mitglieder verschiedener Kulturen interagieren, erwarten sie, daß der jeweils andere sich so verhält wie sie selbst; gleichzeitig sind sie selbst aber unfähig, ihr eigenes Verhalten an das der anderen anzupassen (Auer 1996). Deshalb muß interkulturelle Kommunikation zunächst oder jedenfalls häufig fehlschlagen.

An der gängigen Auffassung von *interkultureller Kommunikation* und *Kultur* ist in letzter Zeit wiederholt Kritik geübt worden (vgl. auch dazu Auer 1996). Wichtig sind m. E. vor allem drei Kritikpunkte:

1. Mit dem Bezug auf *Kultur* wird ein Erklärungsrahmen geschaffen, in dem die aktuelle soziale Situation weitgehend ausgeklammert werden kann (Blommaert 1991): Wenn ein Konflikt als *kulturell* begriffen wird, dann ist dies irgendwie unabänderlich und jedenfalls getrennt von sozialen und anderen Konfliktursachen. Die Menschen sind nicht dafür

verantwortlich zu machen, daß sie verschiedenen Kulturen angehören; und sie können auch relativ wenig tun, um den Unterschied auszugleichen. Sie können „ihre“ Kultur nicht einfach aufgeben. Menschen können nach ihrer Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit zu einer Kultur eingeteilt werden. Wenn dies mit der soziolinguistischen Differenzhypothese gekoppelt wird, wird nach Streeck (1995: 430) ein Bild von „mentaler Segregation“ suggeriert. Kultur ist dann kein primär freizugängliches Medium mehr, Erfahrungen gesellschaftlich zu teilen. Und die Wissenschaft vermittele „die Vorstellung, die Individuen in den verschiedenen ethnischen Behältern seien unvergleichlich, ihre mentalen Welten seien inkommensurabel, und dies sei die Essenz von Kultur.“ (Ebenda) Und damit wird gern eine Rangordnung der Kulturen verbunden: die eine ist überlegen, die andere unterlegen, was für die Erklärung vieler Konflikte ausreichen soll.

Gumperz (1989) hat versucht, diesem Schaffen von Rangordnungen mit seinem Konzept der *Minorisierung* Rechnung zu tragen: Wir hätten es nicht einfach mit einem Mangel an sprachlichem Wissen zu tun oder mit einem Vorurteil bei einem der Teilnehmer. Das Problem liege vielmehr im Versagen der konversationellen Aushandlungsprozesse. Beide Seiten verließen sich auf unterschiedliche *für selbstverständlich gehaltene* rhetorische Strategien. Und in Situationen mit unterschiedlicher Machtverteilung und inter-ethnischer Stigmatisierung würden dann Probleme entstehen, die in anderen Fällen leicht überwindbar wären. Das Ergebnis sei, daß Sprecher einer Minderheiten-Varietät in ihren Begegnungen mit Sprechern der Mehrheits-Varietät auf größere Schwierigkeiten stießen als umgekehrt diese.

Es bleibt aber der Einwand, daß die Berufung auf einen Kultur-Unterschied die Beschreibung – trotz gegenteiliger Beteuerungen – sozial unverbundlich macht. *Störungen* in der Kommunikation werden nur noch *Unterschieden in der Kultur angelastet* (vgl. Sarangi 1994). Oder wie es Shea (1994: 358) ausdrückt: „Erfolgreiche“ Kommunikation ist nicht primär eine Sache des vorhandenen oder fehlenden Zusammensens, sondern der diskursiven Praktiken, die eine reziproke, ausbalancierte Teilnahme ermöglichen, so daß unterschiedliche kulturelle „Stile“ inkorporiert werden können.

2. Ein zweiter Kritikpunkt betrifft das, was man die *Existenzweise von Kultur* nennen kann. Kultur existiert natürlich in Form einer Menge von (u.a. kommunikativen) Praktiken. Damit diese aber realisiert werden können, müssen die Sprecher etwas in ihren Köpfen haben: ein Wissen über Normen, Bewertungsmaßstäbe für die Praktiken. Was die Sprecher in den Köpfen haben, kann man sich entweder als eine relativ stabile mentale Prägung vorstellen, der die Individuen unterworfen sind, von der sie sich nicht, oder nur mit großer Mühe, lösen können. Oder man kann sich - wohl angemessener - vorstellen, daß die Individuen eine gewisse individuelle Verfügbarkeit über kulturtypische Instrumentarien besitzen, von denen sie *Gebrauch* machen können, um Praktiken auszuwählen oder zu begründen. Individuen können sich solche Instrumentarien aneignen, mehr oder weniger vollständig oder auch bruchstückhaft, auch die Instrumentarien „fremder“ Kulturen, ebenso wie sie sich von der „eigenen“ Kultur distanzieren können. – Daß divergierende Praktiken verwendet werden, ist eigentlich ein Normalfall. Die ihm zugrunde liegenden unterschiedlichen Erfahrungen und Biographien der Individuen stellen noch kein ernstes Hindernis für die Kommunikation dar, solange sie kommunikativ „angeglichen“ werden können, z.B. durch Nachfragen oder Ignorieren oder jedenfalls ein gewisses Maß an Toleranz. Was natürlich für die Kommunizierenden einen Mehraufwand bedeutet. Störungen können immer erst dann auftreten, wenn die Bewertung der Praktiken einseitig ist, wenn keine Aushandlung mehr zustande kommt, wenn der für erfolgreiche Kommunikation erforderliche Mehraufwand ungleich verteilt wird (wie Gumperz in seinen Untersuchungen gezeigt hat). In dieser Perspektive reduziert sich das Gewicht deutsch-deutscher kultureller Unterschiede ganz erheblich. Aber die Unterschiede nehmen eine andere, eine soziale Dimension an.
3. Ein dritter – im Grunde nicht völlig einlösbarer, aber doch zu beachtender – Kritikpunkt ist vornehmlich methodologischer Natur: In welchen Begriffen soll denn eine Kultur beschrieben werden? In ihren eigenen? In denen der „anderen“ Kultur? Oder gibt es „neutrale“ Begriffe? Es zeigt sich sehr schnell, daß keine neutralen Begriffe gefunden werden können. Und die Begriffe der anderen Kultur zeigen nicht, wie eine Kultur „wirklich“ ist, sondern allenfalls, wie sie wahrgenom-

men wird. Genau genommen, müßte man sich auch fragen, wie lange man die eigene Kultur noch „richtig“ versteht, wenn man sich aus dem ihr zugrunde liegenden Konsens erst einmal hinausbegibt, und sei es nur zu dem Zweck, sie beobachten zu können. Aber das Dilemma ist eben kaum einlösbar, dennoch sollte es nicht zu leichtfertig abgetan werden.

Trotz dieser zunehmend kritischen Diskussion, die eine Prüfung und Präzisierung der verwendeten Begriffe nahelegte, ist es ein durchaus verbreitetes Denkmuster, die Kommunikation zwischen Ost- und Westdeutschen als *interkulturelle* Kommunikation zu begreifen. So meint z .B. Rost-Roth (1995: 169), daß die besondere politische Situation in Deutschland Gespräche zwischen ‚Ossis‘ und ‚Wessis‘ zu einer ‚interkulturellen Begegnung‘ mache. Wegen der Unterschiede im Sprachgebrauch würden sich Ossis und Wessis in einem gewissen Ausmaß als Fremde betrachten. Die Beispiele, die sie für die Fremdheit anführt, sind wenig überzeugend oder sogar fragwürdig: *Du* und *Sie* würden in Ost- und Westdeutschland unterschiedlich gebraucht (was sehr viel differenzierter zu sehen wäre); Ostdeutsche tendierten dazu, sich kleiner zu machen, Westdeutsche tendierten zur Arroganz; der(?) Westdeutsche erscheine als ein eloquenter und geübter Sprecher, während der(?) Ostdeutsche sich unbeholfen ausdrücke. – Obwohl dies verbreiteten Klischees entspricht, erklären sich solche Charakterisierungen wohl eher aus *Erfahrungen* des Zusammentreffens in ganz bestimmten Situationen, die zudem noch oft überzeichnet werden, und nicht aus einer *kulturellen* Eigenart von Ost und West.

Dittmar, der zwar nicht von interkultureller Kommunikation spricht, aber eine ähnliche divergierende Geprägtheit der Ost- und der Westsprecher annimmt, vertritt die Meinung, daß es vor allem Unterschiede im Register-Gebrauch und im Register-Umfang sind, die zu Kommunikationsschwierigkeiten zwischen Ost- und West-Berlinern führen. „Cut off from the international leisure scenes and markets of the Western world, ‚Ossis‘ were controlled in their social perceptions and needs, living under a kind of bell-jar of socialist monoculture, and were also constrained by the ‚corset‘ of a state-run language culture.“ (1995: 146) Deshalb sei ihr Rollenrepertoire wenig flexibel, wenig darauf vorbereitet, sich an komplexe, marktspezifische Situationen anzupassen, die einen strategischen

Sprachgebrauch erforderten. Ihr Register sei also ziemlich eng (1995: 146f.). Je geringer aber die Register-Kompetenz eines Sprechers ist, desto gleichförmiger ist seine Redeweise, desto schlechter gelingt es ihm, sich auf wechselnde Situationen einzustellen. Nicht-Muttersprachler – das ist eine alte Erfahrung des Fremdsprachenunterrichts – zeichnen sich oft dadurch aus, daß sie zwar gute Wortschatz- und Grammatikkenntnisse besitzen können, aber eben die Register nur ungenügend beherrschen, sie falsch anwenden oder mischen, sich also nicht situationsgemäß ausdrücken. Und dies veranlasse viele Westdeutsche, „to dismiss East German language behaviour as a restricted knowledge of the ‚legitimate‘ language“ (1995: 147).

An anderer Stelle sagt Dittmar über das Sprachverhalten der Ostberliner: „East Berliners are not as talkative in public places as West Berliners; they are much more reserved, cautious (experiences with the former regime); most of them did not experience the important role of formal language as a criterion and presupposition of professional success or failure; most of them were used to low requirements of register variation (as against middle class West-Germans who acquired a communicative competence of coping with different social situations, formal and informal ones, by register change and variation).“ (1996: 4) Die bei Ostdeutschen angeblich zu findende geringere Fähigkeit zur Sprachvariation wird durch die Verhältnisse in der DDR erklärt: Die sozialistische Persönlichkeit hatte sich ins Ganze der sozialistischen Gesellschaft harmonisch einzuordnen und in Übereinstimmung mit den Interessen und Zielen der sozialistischen Gesellschaft zu leben (ebenda).

Folgerungen und Interpretationen wie diese und viele ähnliche beruhen selten oder nur zu einem kleinen Teil auf nachprüfbaren Beobachtungen. Eher handelt es sich um Eindrücke, also *perspektivische* Wahrnehmungen, die insbesondere Westdeutsche von der Redeweise der Ostdeutschen haben. Eigene Untersuchungen zu DDR-Zeiten (vgl. etwa Hartung/Schönfeld 1981) haben gezeigt, daß es bei sehr vielen Sprechern ein ausgeprägtes Bedürfnis gab, z. B. zwischen mundartnäheren und mundartferneren Sprachformen (Varietäten) zu wechseln und damit auch Situationen zu schaffen und zu definieren. Allerdings waren solche Wechsel im Unterschied zur alten BRD weniger sozial als vielmehr situativ bewertet, so daß etwa umgangssprachliche Redeweise auch in der Öffentlichkeit

oder im Gespräch mit Ranghöheren keineswegs negativ auffallen mußte. – Vermeintliche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen können also auch in einer unterschiedlichen öffentlichen Bewertung der Register-Variation begründet sein (vgl. dazu auch Schönfeld 1996), nicht unbedingt in einer grundsätzlichen Unfähigkeit, die Variation zu realisieren.

Die These, daß der Register-Gebrauch der Bereich sei, in dem sich die sprachliche Angleichung der Ostdeutschen an westliche kommunikative Normen vollzieht, möchte Dittmar (1996) am unterschiedlichen Gebrauch von Partikeln festmachen. Ostdeutsche würden weniger Partikel verwenden, mit denen sie ihre Äußerungen modifizieren oder relativieren können. Sie sagen etwas eher direkt und einfach. Untersucht hat er dies am Gebrauch von *halt* und *eben*. *Halt* ist bei Ostberlinern (wie bei Norddeutschen überhaupt) seltener. Dennoch gibt es m. E. keinen Grund für Dittmars Behauptung, daß *eben(t)* in Ostberlin und Brandenburg bis 1989 „the only valid option“ war (14). In meinen Tonband-Aufnahmen aus DDR-Zeiten wird *halt* auch von Jugendlichen in Nord-Brandenburg verwendet, wenn auch relativ selten; und ich habe eine Reihe von Aufnahmen westdeutscher Sprecher, die ausschließlich *eben* verwenden. Die Unterschiede im Gebrauch scheinen also nicht unbedingt einen Ost-West-Unterschied zu markieren. Weil sie das aber sollen – vgl. die These vom Unterschied in der Register-Kompetenz – und weil die Fähigkeit zum wechselnden Gebrauch beider Partikeln als kommunikativer Vorteil, als Überlegenheit im Register-Umfang gewertet werden soll, wird ihnen auch ein unterschiedlicher Ausdruckswert zugeschrieben: *Halt* sei freundlicher, höflicher, entgegenkommender, während *eben* bestimmter ist und oft Resignation ausdrückt; es sei ein „social discourse marker“ (15).

In einem Projekt der Universität Hamburg werden Bewerbungsgespräche (*job interviews*) untersucht. Zu diesem Zweck wurden die entsprechenden Rollenspiele, die Teil eines Trainings-Programms für arbeitslose ostdeutsche Akademiker waren, aufgezeichnet und analysiert. Die Grundthese des Projekts ist, daß die besondere Gattung des *job interviews* eng mit dem westlichen Wirtschaftsdiskurs verbunden ist und in der DDR weitgehend unbekannt war. Deshalb sei diese Kommunikationsform für die Suche nach sprachlichen Veränderungen und Anpassungen der Sprecher besonders interessant. Jedenfalls reflektiere das kommunikative Verhalten der ostdeutschen Teilnehmer einen Zusammenstoß oder mindestens

eine Inkongruenz der Forderungen des westlichen Gesprächstyps, der den Ostdeutschen nur teilweise bekannt ist, mit den kommunikativen Ressourcen, die den Ostdeutschen auf Grund ihrer Zugehörigkeit zur ostdeutschen kommunikativen Kultur zur Verfügung stehen (Auer 1996). Hauptzweck des job interviews sei die Selbst-Präsentation. Das typische westliche job interview sei egalitär organisiert. Hierarchien werden heruntergespielt, Machtverhältnisse verborgen. Dennoch gibt es eine scharfe Asymmetrie zwischen den beiden Parteien. Immer, wenn ein Bewerber aktiv wird, ist er Gegenstand von Bewertung. Auf der Oberfläche dominierten aber freundliche Kommunikation oder der Informationsaustausch zwischen Gleichen. Die Asymmetrie werde dadurch verstärkt, daß die Bewertungen gewöhnlich nicht explizit gemacht werden. Deshalb haben die Bewerber zahlreiche widersprechende Wahlen zu treffen und müssen einen Kompromiß zwischen den Alternativen finden. Und dabei finden die Ostdeutschen andere Lösungen als die Westdeutschen. (Ebenda)

Birkner/Kern (1996), die an dem Projekt beteiligt sind, sprechen davon, daß die Bewerbungsgespräche für Ostdeutsche in mehrfacher Hinsicht eine „interkulturelle Kontaktsituation“ darstellen (55). In den Rollenspielen haben sie verschiedene Phänomene gefunden, von denen sie meinen, daß sie „westdeutschen Ohren“ untypisch erscheinen würden. In der hier erwähnten Arbeit sind dies insbesondere bestimmte Wiederholungsstrukturen, also Wiederholungen von Elementen einer Äußerung und die Variierung anderer Elemente, etwa des Typs *ich habe in der Freizeit mich ständig und fortwährend mit den Problemen des Umweltschutzes beschäftigt*. Solche Wiederholungsmuster würden „an sprachliche Routinen aus der Staats- und Parteisprache der DDR erinnern.“ (58)

Wort-Wiederholungen dieser Art sind auch von anderen festgestellt worden. Sie sind in der Tat eine sprachliche Besonderheit, die für manche DDR-Texte typisch, aber nicht auf sie beschränkt ist. Im Grunde handelt es sich nicht schlechthin um Wiederholungen, sondern um die Bildung von Wortpaaren. Mit deren Hilfe kann u.a. Pathos erzeugt werden. Wortpaare können den Inhalt gliedern, z. B. Entgegengesetztes oder Zusammengehöriges miteinander verbinden (*Forschung und Lehre, Sprache und Gesellschaft*). Mitunter ist aber nicht sofort ein Inhalt erkennbar, der gegliedert werden könnte. Das Auseinandernehmen und Entfalten von thematischen Punkten kann dann als ein Aufblähen oder eben als das

Erzeugen von *leerem* Pathos verstanden werden. Man könnte in dieser Aufgliederung von Inhalt aber auch einen (vielleicht übertriebenen und fälschlicherweise für „wissenschaftlich“ gehaltenen) Hang zur Genauigkeit und zur ständigen Präzisierung sehen. Vgl. etwa folgende Beispiele aus offiziellen DDR-Dokumenten: *die konkreten Gegebenheiten und Erfordernisse, Tatkraft und Initiative der Werktätigen, vielseitige und interessante Freizeit, Klima der Offenheit und Ehrlichkeit, weitere Ausarbeitung und Präzisierung, entwickeln und entfalten, Rückschläge und Irrtümer, Traditionen sind bewahrt und lebendig, ausbauen und stärken, fortsetzen und intensivieren.*

Birkner/Kern geben für diese, wie sie es sehen, Anleihen der Ostsprecher bei der Staats- und Parteisprache der DDR folgende Erklärung: Die Sprecher seien in einer besonderen kommunikativen Notlage. Sie müssen einem Aktivitätstyp gerecht werden, den sie nicht genau kennen, über den sie aber bestimmte Vermutungen haben. Dazu greifen sie auf Mittel zurück, die sie aus der Staats- und Parteisprache kennen. Das seien einmal „negative Höflichkeit“ und Zurückhaltung sowie zum andern eine formellere, eher schriftsprachlichen Normen (Nominalisierungen, komplexe Syntax u.ä.) entsprechende Redeweise (64). In diesem Kontext würden nun die Ostdeutschen auch die Wiederholungen einsetzen. Der Rückgriff sei „eine Notlösung ..., da andere rhetorische Mittel den ostdeutschen Sprecherinnen und Sprechern nicht (oder noch nicht) zur Verfügung stehen.“ (71) Zumal sich die Ostdeutschen allgemein an schriftsprachlichen Normen orientieren würden.

Auer (1996) hat auf der Basis der analysierten Rollenspiele eine Reihe von Besonderheiten zusammengestellt, die ostdeutsche Sprecher von westdeutschen unterscheiden würden. Ein erstes wesentliches Unterscheidungsmerkmal ist für ihn der *entpersönlichte Stil* der Ostdeutschen. Sie vermeiden die Personalpronomen *ich/du*, die gerade für die Gesprächsprache typisch sind. Zu diesem Zweck setzen sie verschiedene grammatische Strategien ein:

- Statt auf sich selbst oder den andern mit Personalpronomen Bezug zu nehmen, werden die jeweils ausgeübten sozialen Rollen oder die vertretenen Institutionen genannt.
- Es werden Modalausdrücke verwendet, die den Sprecher als Person präsentieren, die etwas tun *muß*, etwas, das nicht eigener

Wille, sondern Pflicht ist: etwas *ist zu tun, muß getan werden, ist Aufgabe*.

- Anstatt einfach *ja* zu sagen, wird geantwortet: *es besteht Bereitschaft meinerseits*. Damit kann ebenfalls das Personalpronomen vermieden werden.
- Manchmal wird *ich* in einer Weise weggelassen, die auch für die gesprochene Sprache nicht akzeptabel sei: *also in meiner Freizeit koch ich und back ich sehr gerne – als Hobbys noch Modelleisenbahn*.

Ein zweites stilistisches Merkmal, in dem sich Ost- und West-Sprecher unterscheiden, sei ihre Förmlichkeit, ein Grad von syntaktischer Komplexität, der für die gesprochene Sprache ungewöhnlich ist, syntaktische Einbettungen, viele Nominalisierungen und ein abstrakter Wortschatz. Auffallend sei auch die Vermeidung einfacher Verben und der Gebrauch von sog. Funktionsverben.

Die soziale Bedeutung dieses Stils erklärt Auer (1996) so: Zuerst könne man denken, die Ostdeutschen begriffen das job interview als eine besonders „formale“ Situation, in der eine „formale“ Grammatik und ein entsprechender Wortschatz angemessen sind. Das sei aber eine zu einfache Erklärung. Vielmehr sei der Sprachstil der Ostdeutschen einem ideologischen Wert geschuldet, mit dem er beladen ist; denn er schafft so etwas wie „Ostheit“ (east-ness), indem der offizielle Jargon der DDR zitiert wird, wie er in Verlautbarungen offizieller Repräsentanten gebraucht wurde. Zumal die formalen Mittel in den job interviews zusammen mit weiteren (angeblichen) Merkmalen des offiziellen DDR-Kommunikationsstils vorkommen:

- Keine Rückmeldesignale. Sehr lange Redebeiträge. Wenig gleichzeitiges Sprechen.
- Extreme Selbstkontrolle, dadurch langsame Redeweise, sorgfältige Artikulation, wenig gefüllte Pausen.
- Die Sprecher drücken sich sehr indirekt und manchmal außerordentlich vage aus. Es gibt Anspielungen, die aber nicht explizit gemacht werden. Für einen westlichen Teilnehmer werden sie nicht hinreichend erklärt, er muß nach einer Klärung fragen.

Wenn die Sprecher „zitieren“, würden sie sich damit nicht die Autorität des alten Staates borgen. Sie zitierten sehr selektiv und distanzieren sich damit selbst vom DDR-Jargon. Die Botschaft sei: Obwohl der DDR-

Jargon als Annäherung an eine westliche Gesprächsgattung zitiert (aber nicht verwendet) wird, sind die Sprecher mit diesem Jargon nicht völlig vertraut, was heißt, daß er kein integraler Bestandteil ihrer Vergangenheit gewesen ist. Ebenso finde sich auch eine vorsichtige und nachgiebige Redeweise, die nicht für die ostdeutsche Macht-elite charakteristisch gewesen sei, sondern für ihre gehorsamen Untertanen. Dieser Stil zeichne sich durch einen hohen Grad „negativer Höflichkeit“ aus, die sich mit der Förmlichkeit ganz harmonisch mische. So könne man schließen, daß das, was beabsichtigt ist, die ideologisch „unschuldige“ Zitierung aus einem Diskurs ist, der objektiv nicht „unschuldig“ ist. (Ebenda)

Uns ist aufgefallen (Shethar/Hartung, erscheint), daß Auers Beschreibung der sprachlichen Besonderheiten Ostdeutscher eine erstaunliche Ähnlichkeit mit den Ergebnissen einer Untersuchung von Gumperz/Roberts (1991) hat, die das sprachliche Verhalten von Asiaten in Großbritannien untersucht haben. Ostdeutschen und Asiaten ist u.a. dies gemeinsam: unpersönlicher Stil, häufiger Gebrauch des Passivs, Sprecher präsentieren sich als „Opfer der Umstände“, indirekte und vage Ausdrucksweise, vorsichtige und nachgiebige Redeweise, wenig Rückmeldesignale. Ostdeutsche in Deutschland verhalten sich sprachlich also ähnlich wie Asiaten in Großbritannien! Wir sehen darin den besten Beweis dafür, daß solche Charakterisierungen in der Tat nicht „kulturell“ sind. Eher handelt es sich um strategische diskursive Reaktionen, mit denen sich abhängige und unterlegene Sprecher gegenüber ebenfalls kultur-übergreifenden dominanten diskursiven Praktiken zu behaupten versuchen.

Wir haben in mehreren empirischen Untersuchungen gezeigt (vgl. Shethar/Hartung erscheint.), wie schwer es für Ostsprecher sein kann, die Autorität ihrer persönlichen Erfahrung in ein Gespräch einzubringen, wenn diese Erfahrung mit einer ausdrücklich so markierten DDR-Biographie verbunden ist. Westsprecher können dann Schwierigkeiten haben, mit dieser Erfahrung unvoreingenommen umzugehen. Unser Material dafür waren Aufnahmen aus Rundfunksendungen, in denen die Hörer aufgefordert waren, sich durch Anrufe in eine Experten-Runde einzumischen. Und wir haben gezeigt, welcher rhetorischen Verfahren sich Ostsprecher bedienen, um untereinander und vor „westdeutschen Ohren“ den Eindruck zu vermeiden, „jammernde Osis“ zu sein. Die Materialbasis dafür waren Interviews mit einer Gruppe von „Umschülern“ im mittleren Alter über

ihre Lebensumstände. In beiden Untersuchungen zeigte sich ein nicht unbeachtliches kommunikatives Geschick der Sprecher, bis hin zur Ironie, und ein spürbares Selbstbewußtsein.

Auer spricht vom „interkulturellen Diskurs ohne interkulturelle Kommunikation“, damit wohl die Andersartigkeit deutsch-deutscher Begegnungen meinent. Dennoch bleibt die Frage, ob das Heranziehen des Kultur-Begriffs hier besonders zweckmäßig ist. Es mag belanglos erscheinen, wie man etwas benennt. Oft genug ist es das sicher auch. Und manchen Öffentlichkeiten mag es entgegenkommen, wenn der Fortbestand einer *kulturellen* Teilung der Deutschen postuliert oder bestätigt wird. Dafür ist aber ein Preis zu zahlen. Und der schließt die Zementierung der Ost-West-Teilung ein.

Natürlich gibt es eine Reihe von Unterschieden zwischen Ost- und Westdeutschen, auch sprachliche. Soweit sie nicht einfach regional sind, hängen sie *auch* mit biographischen Erfahrungen in jeweils bestimmten Umgebungen zusammen, alten wie neuen. Erfahrungen bleiben auch dann noch lebendig, wenn sich die Umgebungen verändern und neue Erfahrungen dazukommen. Wie weit diese oder jene aktuelles Verhalten bestimmen, hängt sicher von vielem ab, nicht zuletzt von wechselnden Motivationen, sich anzupassen, sich zu behaupten oder sich durchzusetzen. Normalerweise verfügen Menschen, wenn es um sprachliche Routinen und Praktiken geht, über ein beträchtliches Anpassungs- und Tolerierungspotential, in bezug auf eigenes wie auf fremdes Verhalten. Sie sollten sich also auch bemühen, von diesem Potential Gebrauch zu machen. Schwierigkeiten in der Kommunikation entstehen gerade dann, wenn die Bereitschaft zu diesem Gebrauch-Machen schwindet oder gar nicht erst vorhanden ist. Mehr noch; wenn Unterschiede negativ bewertet werden oder eine kulturelle Unterlegenheit behauptet wird. Wir haben jedenfalls in unseren Untersuchungen u.a. über das „Ostjammern“ viele Verhaltensweisen gefunden, die besser auf die sozialen Machtverhältnisse in einer aktuellen Situation zu beziehen sind als auf Unterschiede in der Kultur.

Literatur:

- Auer, Peter (1996):* Intercultural Discourse without Intercultural Communication: A Preliminary Investigation of Role-Played Job Interviews in East-Germany. – In: A. di Luzio (Hrsg.), Akten des Deutsch/Italienischen Kolloquiums zu Interkultureller Kommunikation. Villa Vigoni, Herbst 1994.
- Birkner, Karin/Kern, Friederike (1996):* Deutsch-deutsche Reparaturversuche. Alltagsrhetorische Gestaltungsverfahren ostdeutscher Sprecherinnen und Sprecher im westdeutschen Aktivitätstyp „Bewerbungsgespräch“. – In: GAL-Bulletin 25, 53–76.
- Blommaert, Jan (1991):* How much culture is there in intercultural communication? – In: Jan Blommaert/Jef Verschueren (eds.), The Pragmatics of Intercultural and International Communication. Amsterdam/Philadelphia, 13–31.
- Dittmar, Norbert (1995):* Theories of Sociolinguistic Variation in the German Context. – In: Patrick Stevenson (ed.), The German Language and the Real World. Sociolinguistic, Cultural, and Pragmatic Perspectives on Contemporary German. Oxford, 135–167.
- Dittmar, Norbert (1996):* The modal particles ‚halt‘ and ‚eben‘ as indicators of register change in the Berlin speech community after the fall of the wall. Publikation der FU Berlin.
- Fix, Ulla (1992):* Stil als komplexes Zeichen im Wandel – Überlegungen zu einem erweiterten Stilbegriff. – In: Bernd Spillner (Hrsg.), Wirtschaft und Sprache (FAL, Bd. 23), 149–151.
- Good, Colin (1995):* Sprache im totalitären Staat: Der Fall DDR. In: Ruth Reiher (Hrsg.), Sprache im Konflikt. Zur Rolle der Sprache in sozialen, politischen und militärischen Auseinandersetzungen. Berlin, New York, S. 263–276.
- Gumperz, John (1989):* Linguistic and Social Characteristics of Minorization/Majorisation in Verbal Interaction.
- Gumperz, John/Roberts, Celia (1991):* Understanding in Intercultural Encounters. – In: Jan Blommaert/Jef Verschueren (eds.), The Pragmatics of Intercultural and International Communication. Amsterdam/Philadelphia, 51–90.
- Hartung, Wolfdietrich/Schönfeld, Helmut (1981) (Leiter des Autorenkollektivs):* Kommunikation und Sprachvariation. Berlin.
- Hellmann, Manfred W. (1989):* Die doppelte Wende – Zur Verbindung von Sprache, Sprachwissenschaft und zeitgebundener politischer Bewertung am Beispiel deutsch-deutscher Sprachdifferenzierung. In: Josef Klein (Hrsg.), Politische Semantik. Opladen, 297–326.
- Läzer, Rüdiger (1997):* Neues von und über Deutsch-Ost und -West. Bemerkungen zu neuen Materialien und Beiträgen in einer andauernden Debatte. – In: Zeitschrift für Germanistik VII, 1, 132–139.
- Nothdurft, Werner (1996):* Schlüsselwörter. Zur rhetorischen Herstellung von Wirklichkeit. – In: Werner Kallmeyer (Hrsg.), Gesprächsrhetorik. Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozess. Tübingen, 351–418.
- Ruth Reiher/Rüdiger Läzer (1996):* (Hrsg.), Von „Buschzulage“ und „Ossinachweis“. Ost-West-Deutsch in der Diskussion. Berlin.
- Rost-Roth, Martina (1995):* Language in Intercultural Communication. – In: Patrick Stevenson (ed.), The German Language and the Real World. Sociolinguistic, Cultural, and Pragmatic Perspectives on Contemporary German. Oxford, 169–204.
- Sarangi, Srikanth (1994):* Intercultural or not? Beyond celebration of cultural differences in miscommunication analysis. – In: Pragmatics vol. 4, No.3, (=SPECIAL ISSUE:

- Critical perspectives on intercultural communication, ed. by Michael Meeuwes), 409–427.
- Shea, David P. (1994):* Perspective and production: structuring conversational participation across cultural borders. – In: *Pragmatics* 4.3, 357–389
- Schlosser, Horst Dieter (1992):* Mentale und sprachliche Interferenzen beim Übergang der DDR von der Zentralplanwirtschaft zur Marktwirtschaft. – In: Klaus Welke/Wolfgang W. Sauer/Helmut Glück (Hrsg.), *Die deutsche Sprache nach der Wende*. Hildesheim, Zürich, New York, 43–58.
- Schönfeld, Helmut (1996):* Heimatsprache, Proletendeutsch, Ossi-Sprache oder? Bewertung und Akzeptanz des Berlinischen. – In: Ruth Reiher/Rüdiger Läger (Hrsg.), Von „Buschzulage“ und „Ossinachweis“. *Ost-West-Deutsch in der Diskussion*. Berlin, 70–93.
- Schroeter, Sabina (1994):* Die Sprache der DDR im Spiegel ihrer Literatur. Studien zum DDR-typischen Wortschatz. Berlin.
- Shethar, Alissa/Hartung, Wolfdietrich (erscheint):* Was ist „Ostjammer“ wirklich? Diskurs-Ideologie und die Konstruktion deutsch-deutscher Interkulturalität. – Erscheint in: Ruth Reiher (Hrsg.), *Sprache als Mittel von Identifikation und Distanzierung*.
- Streeck, Jürgen (1995):* Ethnomethodologische Indifferenz im Ost-West Verhältnis. In: Marek Czyzewski/Elisabeth Gülich/Heiko Hausendorf/Maria Kastner (Hrsg.), *Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch*. Opladen, 430–436.
- Teubert, Wolfgang (1996):* Zum politisch-gesellschaftlichen Diskurs im Postsozialismus. – In: Ruth Reiher/Rüdiger Läger (Hrsg.), Von „Buschzulage“ und „Ossinachweis“. *Ost-West-Deutsch in der Diskussion*. Berlin, 286–318.